

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 5.

Montag, 7. Januar

1929.

(23. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Peterßen.

Das Deckenlicht spiegelte sich in dem Porzellan, dem Silber, dem Kristall und den blühenden Steinen an Frauenhälsen, -ohren und -händen; geräuschlos walteten die Lohndiener ihres Amtes. Das Gespräch wurde anfangs gedämpft geführt. —

Herbert Godebrecht konnte den vorhin geführten Disput zwischen seinem Freunde und dem Geheimrat nicht vergessen. Mit heimlichem Erbeben kam ihm die Erinnerung an die gefährlichen Gedanken, die er selbst am Dienstag gehabt, um die quälende Erinnerung los zu werden, trank er ein Glas Rotwein in einem Zuge; in der Folge konnte er sich heiterer und unbefangener mit seiner Tischdame unterhalten.

Es war zwischen zwei Gängen, die Stimmen hoben sich allmählich. Herbert hatte soeben ein Scherzwort seiner Dame zur Linken zurückgegeben, als ein Lohndiener sich zu ihm herabbeugte; fragend sah Herbert ihn an.

„Da ist ein Mann draußen, der Sie zu sprechen wünscht, er läßt sich nicht abweisen.“

„Ein Mann? ... Wie heißt er?“

„Schumann.“

Herbert sah regungslos da, sekundenlang. „Ich komme“, äußerte er halblaut. Und dann zu Fräulein Scheel-Brandow gewandt: „Entschuldigen Sie mich auf einige Minuten, gnädiges Fräulein, jemand wünscht mich zu sprechen.“

Vor der Etagentür stand Schumann. Er trat erstaunt einen Schritt zurück, als er den jungen Herrn im Frack auftauchen sah, sagte sich aber gleich wieder:

„Herr Godebrecht, es tut mir sehr leid, daß ich Sie stören muß; aber Sie hatten mir ja gesagt, daß ich jederzeit ...“

„Was gibt es denn, Herr Schumann?“

„In der Gildengasse, bei Roberts, da stimmt etwas nicht“, antwortete Schumann in großer Hast. „Fräulein Thea kam schreiend in die Küche ...“, ich konnte alles hören, denn es gibt da noch einen unterirdischen Gang ...“ „Und dann?“ fragte Herbert mechanisch.

„Und in dem Kabuff neben dem Laden waren Sperber und der Alte zusammen ...“, ein entsetzlicher Lärm ...“, ich fürchte, Herr Godebrecht, da ist schon was passiert oder passiert was!“

„Aber warum haben Sie denn den langen Sipo nicht benachrichtigt?“

„Der ist ja nicht zu finden“, entgegnete Schumann ganz verzweifelt. „Ich hätte ihn suchen können, ja, aber die Minuten sind kostbar, wie man immer sagt, und da dachte ich: Gehst lieber erst zu Herrn Godebrecht. Die alte Dame, bei der Sie wohnen, sagte mir, wo ich Sie finden würde.“

Herbert sann düster vor sich hin. Ihm war, als strecke sich ihm eine drohende Hand entgegen, unerbittlich und keine Gegenwehr fürchtend; sein Atem ging schwer.

Könnte er diesen von Angst Befallenen abweisen und damit sein Vertrauen, das er ihm, Herbert, entgegengebracht, für immer zerstören? Und Thea? ... Hier, in dieser Wohnung, war niemand in Bedrängnis — dort wurde er dringend benötigt.

„Ich komme“, sagte er leise, „warten Sie auf mich, Herr Schumann.“

Durch einen Lohndiener ließ er den Rechtsanwalt herausbitten; dieser, der Herberts Verschwinden bemerkt hatte, machte ein sehr betroffenes Gesicht, als Herbert ihm erklärte, daß er zu seinem Bedauern die Gesellschaft verlassen müsse.

„Aber warum denn nur, Herbert? ... Ist denn irgendein Unglück, daß dich näher angeht, passiert?“ Als er nähere Gründe für den außergewöhnlichen und für seine Eltern fast beleidigenden Entschluß des Hartnäckigen erfahren hatte, entgegnete er: „Ich handle in deinem Interesse, Herbert, wenn ich deinen Fortgang mit einer starken körperlichen Indisposition erkläre; dir muß ich sagen, daß ich dein Verhalten nicht recht verstehe.“ Er dachte mit Unbehagen daran, wie er es seinen Eltern, den Gästen, und nicht zuletzt seiner Schwester, beibringen sollte, daß Herbert einfach davongelaufen sei, bloß weil man ihm gemeldet hatte, in irgendeiner Wohnung herrsche Spektakel.

„Nimm es mir nicht übel, Artur, und empfehle mich deinen Angehörigen; ich werde mich morgen schriftlich entschuldigen.“

„Guten Abend“, klang es kurz zurück.

Herbert wußte, daß man ihm sein plötzliches Aufbrechen niemals verzeihen würde; wie unangenehm, daß Direktor Steinischmidt Zeuge dieses Vorfalls sein mußte.

„Kommen Sie, Herr Schumann.“

Beide eilten die mit weinroten Läusern besetzten Marmortreppen hinab.

„Was'n Haus!“ staunte Schumann, der kaum Schritt halten konnte.

Ein Autodroschkenstand war ganz in der Nähe.

„Gildengasse. Aber nicht hineinfahren, sondern an einer Ecke halten“, bedeutete Herbert dem Chauffeur. „So, und nun erzählen Sie mal im Zusammenhang, Herr Schumann, aber in aller Kürze.“

Schumann berichtete also, daß seine verwünschte Neugier ihm keine Ruhe gelassen hätte, bis er auch den zweiten unterirdischen Gang gründlich durchforscht hatte. Dabei wäre er wieder bei der Tür vor dem Küchenteller gelandet.

„Das war vorgestern“, berichtete er. „Und da hörte ich ganz deutlich den alten Roberts im Keller scharren; er leuchtete förmlich vor Anstrengung. Heute Abend war ich wieder unten. Aber da wurde ich bald etwas anderes gewahr, nämlich den Krach da oben.“

„Schloß Fräulein Thea sich ein, als sie die Küche erreicht hatte?“

„Das kann ich nicht sagen; ich hörte sie nur schreien.“

„Warum ist sie denn nicht auf die Straße gelaufen?“

„Die Tür ist ja von innen mit einer Eisenstange gesichert, und dann wird Sperber das arme Mädchen auch wohl daran gehindert haben. — Wir kommen doch wohl nicht zu spät, Herr Godebrecht?“

„Hoffentlich nicht. — Sagen Sie, Herr Schumann, haben Sie eine Waffe bei sich?“ fragte Herbert nach kurzem Schweigen.

„Mein Taschenmesser. Aber was kann man im Ernstfalle damit ausrichten! ... Und nun erst gegen Sperber!“

Herbert klopfte rasch an das Glasfenster vor ihm; der Chauffeur legte den Kopf zurück.

„Almenstraße 14“, schrie Herbert ihm zu, „und fahren Sie mit der größten erlaubten Geschwindigkeit!“

Der Chauffeur nickte und bog bald nach links ab; der Straßenschlamm spritzte bis weit auf den Bürgersteig; bald hielt der Wagen.

„Warten Sie, bis ich wieder da bin.“

Herbert schloß das Haus auf, stürmte die Treppe hinauf, in wenigen Minuten war er wieder unten, die Haustür ließ er offen.

„Gildengasse! — Hier“, wandte er sich dann, als der Wagen davonfuhr, an Schumann, „damit halten wir Sperber besser in Schach.“ Im Licht einer Straßenlaterne sah Schumann einen kleinen Revolver blitzen. „Hoffentlich endet das Ganze nicht wie eine Komödie, Herr Schumann, ich würde es Ihnen sonst ernstlich nachtragen, denn ich habe mit diesem Abenteuer eine wertvolle Beziehung verloren.“ Nach diesen Worten sah Schumann kleinlaut durchs Fenster. —

Der Kraftwagen hielt, der Chauffeur warf, während er das Fahrgeld in Empfang nahm, verwunderte Blicke auf den jungen Herrn mit den Lackstiefeln und der weißen Binde, die unter dem aufgeschlagenen Mantelfragen sichtbar wurde; was hatte denn der in dieser Gegend zu suchen? . . .

Herbert und Schumann blieben vor dem Roberts'schen Hause stehen. Sie hörten nichts, sondern gewahrten nur einen schwachen Lichtschein, der von dem Kontor aus in den Laden fiel.

„Was nun? . . . Wir können hier doch keinen Lärm machen, Herr Schumann . . . oder das Ladenfenster einschlagen“, sagte Herbert erregt.

„Ja, dann hilft es nichts“, erwiderte Schumann entschlossen, „dann müssen wir eben durch den Keller.“

„Durch welchen Keller? . . . Und was dann?“

„Ja, das weiß ich auch nicht. — Wenn bloß der Sipo — Rumpnagel oder wie er heißt — zu finden wäre!“ Raum hatte er diesen Stoßfusszer losgelassen, als sich eine lange Gestalt aus einem Hauseingang gegenüber löste. Es war Rumpnagel, der vor dem Regen Schutz gesucht hatte.

„Ah, Sie sind es“, sagte er, den Tschako berührend, „ich erkannte Sie nicht.“

„Ist Ihnen nichts aufgefallen?“ fragte Herbert rasch.

„Nein . . . Nur, daß . . . hm . . . Fräulein Roberts wollte mir heute abend endgültig Bescheid geben . . . wegen morgen . . . und sie läßt sich nicht sehen.“

„Herr Schumann meint, hier müsse etwas vorgehen.“

„Ich kann mich ja auch geirrt haben“, fiel Schumann ängstlich dazwischen.

„Einerlei, wir sind nun einmal hier, und ich möchte nicht ohne Gewißheit wieder abziehen. Sie sprachen von einem Kellereingang — wo ist er? . . . Nicht wahr?“ wandte er sich an den Sipo, „Sie kommen doch mit. Sie müssen es sogar“, entschied er.

„Ich gehe voraus“, flüsterte Schumann, „wir fallen sonst auf.“

Als Herbert, in geringem Abstände von Schumann, an der Kellerwirtschaft vorbeiging, triumphtierte das Orchester: So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage . . .

Der lange Sipo folgte Herbert.

In dem engen Gang, der Schumanns Wohnung gegenüber, fanden sie sich wieder, als Einzelgänger hatten sie bei den wenigen Passanten kein Aufsehen erregt. Schumann übernahm die Führung. Seine Taschenlaterne so haltend, daß die auf dem Fuße folgenden sich nicht den Kopf einrannten, schritt er ihnen voran. Einmal war ihm so, als bewege sich ein langer Schatten vor ihm; aber das konnte bei der Aufregung, in der er sich befand, eine Sinnestäuschung sein, zudem benahm ihm die Anwesenheit des Sipo alle Angst.

Da plötzlich glaubte er seine schlimmsten Ahnungen erfüllt, denn die Tür zu dem Roberts'schen Keller war

offen; Sperber befand sich demnach oben oder war Hals über Kopf wieder fortgegangen.

„Hier“, flüsterte er schweratmend Herbert, der in der Mitte ging, zu, „wir sind angelangt.“

Herbert ging rasch an ihm vorbei, die Treppe fand er mühselos, denn von oben drang ein schwacher Lichtschein durch die Tapetentür. Nun war er oben. Er stieß die Tür vollends auf und gewahrte mit einem einzigen Blick folgendes: Roberts lag mit schrecklich verzerrtem Gesicht, Mund und Augen weit offen, vor seinem Geldschrank, die Hände glichen Krallen, die eine Beute festhalten. Eine Wand zeigte eine Höhlung auf, sorgfältig ausgemauert und mit einer Tür, die gewaltjam erbrochen war, versehen. Blut, wonach die flimmernden Augen wie nach etwas Selbstverständlichem suchten, zeigte sich nirgends.

Ein Geräusch im Laden gab den anfangs erstarrten, dann wie wahnsinnig arbeitenden Gedanken eine andere Richtung. Unter der Portiere zeigte sich ein Kopf, ein Mensch — nein, kein Mensch, sondern nur eine von Nordluft getriebene Bestie in Gestalt eines Menschen: Sperber. Sein Schnurrbart sträubte sich, als er Herbert gewahrte; vielleicht hatte er gedacht, Emil komme, um ihn zu warnen. Alle drei sahen dann, wie Sperber einen Revolver hob, gleich darauf krachte ein Schuß, der in dem winzigen Raum wie ein Donner Schlag wirkte. Aber nicht Herbert war getroffen, nicht der Sipo oder Schumann, sondern Sperber, der mit einem dumpfen Aufschrei zusammenlief . . . Eine furchtbare Stille trat ein.

Der Sipo faßte sich zuerst.

„Lassen Sie mich mal vorbei“, sagte er mit blassem Gesicht, das dann von einer siedenden Welle bestritten wurde. „Thea“, rief er angstvoll, „wo ist Fräulein Thea!“ Er stürzte in den Laden, in dem das unterste zu oberst gekehrt war, schlug mit dem Stiefelabsatz so lange gegen die Küchentür, daß das Holz splitterte. Endlich gelang es ihm, Einlaß zu finden. Thea lag auf dem Fußboden, unverfehrt, nur von einer tiefen Ohnmacht umfungen. Der starke junge Mensch hob die weibliche Gestalt wie ein Nichts hoch, trug sie auf den Ladentisch und legte ihr das erste beste Kleidungsstück, dessen seine Hände habhaft werden konnten, unter den Kopf; erst dann besann er sich darauf, daß nebenan zwei Tote waren — und ein Mörder. Als habe er Eisengewichte an den Füßen, so schwer war sein Schritt. Als er sich zu Sperber, der noch grunzende Töne von sich gab, hinabbeugte, stieß dieser mit einem Fuß nach ihm, und dann senkte er tief auf: Karl Sperber, der das Gymnasium bis zur Untertertia besucht hatte und immer so stolz darauf gewesen war, war dem irdischen Richter entzogen . . .

Der Sipo richtete sich langsam auf. Seine Augen wanderten verstört von Herbert zu Schumann und wieder zu Herbert, der wie eine Statue neben der Kellertür stand.

„Ja“, sagte Rumpnagel, „ja . . .“, und dies zweimalige „ja“ war wie der Kontakt, der den elektrischen Strom schließt.

„Aber nun bin ich ja . . . nun bin ich ja ein Mörder“, flüsterte Herbert Godebrecht, indem er die noch mit weiteren Kugeln geladene Pistole achtlos fallen ließ.

„Das ist kein Mord“, klang es dicht neben seinem Ohr. Schumann sprach dies, und das wiederkehrende Leben in ihm verlieh seinen Worten einen seltsamen Nachdruck.

Man hörte Stimmen auf der Straße, der Schuß hatte Menschen herbeigelockt.

„Herr Schumann, können Sie nicht zur nächsten Wache gehen und dort Bescheid sagen? . . . Ich selbst . . .“

„O, ich laufe Ihnen nicht weg“, lächelte Herbert trübe.

„Meine Instruktion“, sagte Rumpnagel verwirrt, „ich muß meine Meldung machen.“

Schumann dachte instinktiv an Emil und entfernte sich dann durch den Keller unter der Küche.

(Fortsetzung folgt.)

Der Diebstahl im Excelsior Palace Hotel.

Eine Kriminalgeschichte von Otto Schwerin.

Frau Mia Wigenhäuser, die schwerreiche Bewohnerin der drei Zimmer Nr. 22, 23. und 24, bekam einen Weinkrampl. Sie wühlte den Kavi in die Rissen der Chaiselongue und schluchzte wie ein kleines verzogenes Kind, dem die Eltern einen Wunsch nicht sofort erfüllten.

„Mein Mann schlägt mich tot —!“ schrie sie unvermittelt auf. „75 000 Mark hat das Kollier gekostet! — Meine prächtvollen Perlen! Sie muß sofort verhaftet werden, — diese scheißeartige, gemeine Person. Sie war die Diebin.“

Frau Wigenhäuser richtete sich langsam auf, strich die zerzausten Haare aus der Stirn und sagte etwas gefasster, aber immer noch unter Tränen zu dem ruhig wartenden Hoteldetektiv: „Ich schwöre Ihnen, nur das Stubenmädchen kann mein Kollier gestohlen haben.“

Der glattrasierte, feinlich elegante, junge Mann machte eine zustimmende Verbeugung. „Sicher — jawohl, — gnädige Frau. Dennoch — bitte, verzeihen Sie — ich kann Ihnen den Vorwurf eines gewissen Leichtsinns nicht ersparen. Derartige Kostbarkeiten gehören unter sicheren Verschluss. Sie wußten, daß unser Hotelfafe gegen eine geringe Gebühr zu Ihrer Verfügung stand.“

Mia Wigenhäuser machte eine abwehrende Bewegung. „Was nützen jetzt die Vorwürfe“, sagte sie müde. „Ich brauchte das Kollier heute abend, und glaubte es für die kurze Zeit in meinem Schlafzimmer sicher genug. Dort drüben lag es, dort unter der Lampe auf der Frisiertoilette, es war ein längliches, braunes Saffianetui, das nochmals in einem schwarzen Ebenholzkästchen steckte.“

„Und das Kästchen ist auch verschwunden?“ fragte der Detektiv.

Frau Mia hob leicht die Schultern und zerknüllte ihr Taschentuch zu einer kleinen Kugel. „Alles fort“, stöhnte sie. „Es ist furchtbar, mein Mann wird außer sich sein. Es handelt sich um die schönsten Perlen, die je in einem Kollier zusammengefaßt waren. Drei große, silbergraue Perlen auf ganz dünnem Platindraht. Nicht wahr — Sie werden mir meinen Schmutz wieder beschaffen? Sie durchsuchen doch sofort die Habseligkeiten des Stubenmädchens?“

„Gewiß, natürlich, sofort, gnädige Frau“, stimmte der Hoteldetektiv bei. „Nur noch eine Frage. Können Sie den Verdacht vielleicht noch ein wenig näher begründen? Das Mädchen ist immerhin schon Jahre lang hier im Haus und gilt als ehrlich und zuverlässig.“

„Verdacht?“ rief Frau Wigenhäuser und zog geringschäkend die Brauen hoch. „Ich bin überzeugt, daß nur sie die Diebin ist. Wer soll es denn sonst getan haben? Gestern, als sie mit dem Hausburschen den Teppich reinigte, kramte sie in meiner Schreibmappe herum. Wer derart neugierig ist, interessiert sich auch für den Schmutz der Gäste, und von der Neugierde bis zum Begehren ist nur ein kleiner Schritt.“

Mia Wigenhäuser hatte sich langsam wieder gefunden. Sie war jetzt wieder ganz „grande dame“. „Ich habe furchtbare Kopfschmerzen“, sagte sie kurz und heinache hochmütig. „Bitte, erledigen Sie das Weitere, und berichten Sie mir spätestens in einer Stunde über Ihren Erfolg. Ich würde mich sonst gezwungen sehen, Anzeige bei der Kriminalpolizei zu erstatten.“

Der Hoteldetektiv griff nach seinem Hut: „Es wird das Unmöglichste getan“, versicherte er überhöflich. „von einer Anzeige bitte ich aber vorerst abzusehen. Der gute Ruf unseres Hauses —“

„Ist mir total gleichgültig!“ fiel ihm die Frau erregt ins Wort. „Er konnte es jedenfalls nicht verhindern, daß ich um ein Schmuckstück von hohem Wert hier bestohlen worden bin.“

Eine halbe Stunde später ließ sich der Detektiv beim Hoteldirektor melden. Die Angelegenheit ist außerordentlich fatal“, sagte er. „Wie gar nicht anders zu erwarten war, verlief die Durchsuchung bei dem Stubenmädchen ergebnislos. Das Mädchen ist ganz aufgelöst und will sich ein Leid antun.“

„Es wird sich auch wieder beruhigen“, meinte der Direktor achselzuckend. „Wer könnte nach Ihrer Meinung sonst in Frage kommen?“

„Herr Direktor, ich habe die Fremdenliste genau durchgesehen, vor allem die Bewohner der ersten Etage auf Herz und Nieren geprüft.“

„Und — das Ergebnis?“

Jetzt zuckte der Hoteldetektiv die Achseln. „Ich befürchte, daß wir um eine Anzeige bei der Polizei nicht herumkommen.“

Der Direktor sprang heftig auf. „Unter keinen Um-

ständen!“ rief er. „Sie müssen den Täter finden. Dafür sind Sie hier, dafür werden Sie bezahlt.“

Der junge Mann erhob sich. „Ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, daß mein Latein zu Ende ist. Ich kenne keinen Weg.“

„Dann“, erklärte der Direktor, „muß ich Ihnen den Ausweg zeigen.“

„Und der wäre?“ fragte der Detektiv misstrauisch.

Der Hoteldirektor blätterte bereits im Telefonverzeichnis. „Der Ausweg heißt Dr. Lutz“, sagte er.

Die gedrückte Miene des Detektivs hellte sich sichtlich auf.

Eine Stunde später ließ sich ein großer, schlanker Herr bei der Bewohnerin der Zimmer 22 bis 24 melden. Seine Durchsuchung des Schlafzimmers schien nur sehr oberflächlich und er stellte an Frau Wigenhäuser nur einige knappe Fragen. Dann verhörte er das weinende Zimmermädchen und den schimpfenden Hausknecht. Als er wieder bei Mia Wigenhäuser erschien, rief sie sofort: „Haben Sie mein Kollier gefunden, Herr Doktor?“

„Nein“, erwiderte Lutz. „Leider noch nicht.“

„Aber Sie kennen den Dieb?“

„Vielleicht“, meinte Lutz diplomatisch. „Eine Frage, gnädige Frau. Ihr ständiger Wohnort ist Berlin?“

„Jawohl, Kurfürstendamm 375.“

„Dante. Haben Sie zu Hause eine Zofe?“

„Selbstverständlich. Ich beschäftige außerdem noch eine Köchin und ein Mädchen.“

„Darf ich um den Namen der Zofe bitten?“

„Else Kellermann.“

„Vielen Dank. Fräulein Kellermann ist in Berlin zurückgeblieben?“

„Natürlich. Sie kann als Täterin gar nicht in Frage kommen.“

„Pardon, gnädige Frau. Das hat bisher auch noch niemand behauptet. Ich darf mich jetzt verabschieden, nach dem Mittagessen bin ich wieder hier.“

„Und werden Sie mir mein Kollier wieder verschaffen?“

„Vielleicht. Jedenfalls hoffe ich Ihnen sagen zu können, wo es ist.“

Pünktlich um 2 Uhr erschien Lutz wieder im Hotel.

„Nun —!“ rief Mia Wigenhäuser, und eine ganze Welt von Fragen lag in diesem Wörtchen.

„Das Kollier ist gefunden“, sagte Lutz einfach. „Darf ich bitten, von dieser Devesche Kenntnis zu nehmen.“ Er überreichte der Dame ein offenes Telegrammformular. Sie sah zuerst nach der Unterschrift, las — las noch einmal, und bläute Lutz mit einem Gemisch von Ärger, Schreck und Überraschung in das lächelnde Gesicht. Die Devesche lautete:

Perlenkollier zurückgeblieben. Liegt hier im

Kästchen in der großen Schmuckschatulle. Else.

Lutz faltete das Formular zusammen und steckte es in seine Tasche. „Ich darf mich wohl empfehlen, gnädige Frau“, sagte er. „Ich darf aber auch anheimstellen, das arme Stubenmädchen und den ebenso leichtsinnig, wie grundlos verdächtigsten Hausdiener durch ein angemessenes Trinkgeld zu beruhigen.“

„Aber selbstredend!“, rief Frau Wigenhäuser schnell und atmete tief auf. „Ich bin ja so froh, daß ich mein Kollier wieder habe. Bitte, nur eine Frage. Wie kamen Sie auf die glückliche Idee, bei mir zu Hause anzufragen?“

Dr. Lutz lächelte. „Ich bin halt Spezialist für Hoteldiebstähle.“

Als Frau Mia Wigenhäuser am folgenden Morgen — früher als beabsichtigt — mit dem Riviera-Express nach Monte Carlo abreiste, drückte sie dem Stubenmädchen eine Mark in die Hand. „Vergessen Sie aber nicht, dem Hausdiener die Hälfte davon abzugeben“, sagte sie.

Ko-Mi und die Glocke.

Dem Chinesischen nach erzählt von E. Van D'Elzen.

Vor ungefähr 500 Jahren regierte in China der Kaiser Yung-lo. Um der Nachwelt ein großes Monument zu hinterlassen, das seinen Namen unsterblich machen sollte, ließ er den Glodenturm in Peking bauen. Als der Turm vollendet war, rief Yung-lo den berühmtesten Glodengießer des Landes, Kuan-yu, zu sich und beauftragte ihn, seine ganze Kunst aufzuwenden, eine Glode von reinstem Alame zu gießen. Abergläubisch diesen Auftrag erhalten zu haben, eilte der Glodengießer nach Hause, um seine Freude mit Ko-Mi, seiner Tochter, zu teilen. Sie, deren Schönheit weit und breit gepriesen wurde, war sein höchster Stolz.

Am nächsten Tage begann er mit dem Werk. Von da an war seine Werkstätte der Mittelpunkt des Interesses für ganz Peking.

Zwei Monate später war die Form vollendet. Der Kaiser setzte einen Tag fest, an welchem der Guß in seinem Beisein vorgenommen werden sollte.

Zur bestimmten Stunde erschien Duna-lo mit glänzendem Gefolge an der Arbeitsstätte. Kuan-qu warf sich vor dem Kaiser nieder und gab dann den Arbeitern das Zeichen, das glühende Metall in die Form laufen zu lassen. Hierauf zog sich der Kaiser zurück, nachdem er noch angeordnet hatte, ihm das Resultat nach Abkühlung der Masse sofort mitzuteilen. — Der Guß war mißlungen. Erzürnt sprach Duna-lo dem Gießengießer sein Mißfallen aus und befahl ihm, innerhalb zwei Monaten eine neue Glosse herzustellen.

Nach Ablauf zweier Monate war die neue Form fertig. — Ein neuer Fehlschlag. — Da schwor Duna-lo in seinem Zorne, daß er den Gießengießer auf der Stelle enthaupten lassen würde, wenn ihm auch der nächste Guß mißlänge. Nur die Liebe und der Zuspruch seiner Tochter gaben Kuan-qu den Mut, nochmals einen Versuch zu wagen.

Ko-Mi selbst war so von der Kunst ihres Vaters überzeugt, daß sie seine Fehlschläge nur dem Einfluß überirdischer Mächte zuschreiben konnte.

Zu dieser Zeit lebte in Peking ein berühmter Wahrsager. Zu ihm ging Ko-Mi ohne Wissen ihres Vaters und bat ihn, ihr die Ursache seines Mißgeschicks zu deuten. Schrecklich war, was sie vernahm: „Die Geister, die über den Schall der Glosen wachen, verlangen ein Menschenleben; nur, wenn das Blut einer Jungfrau sich mit dem Metall vermischt, wird der Guß gelingen!“

Entsetzt eilte Ko-Mi nach Hause. Tagelang grübelte sie über die Worte des Wahrsagers nach.

Der Schicksalstag war da. Schon vom frühen Morgen an begann sich die Volksmenge vor der Werkstätte Kuan-qu's zu verammeln. Von nah und fern kamen sie. Sie alle wußten: Heute geht es um den Kopf des Gießengießers. — Trompetenstöße verkündeten das Nahen des Kaisers. Vor der Werkstätte angelangt, stieg er aus seiner Sänfte und gab den Befehl, den Guß zu beginnen. Kuan-qu erhob seine Hand. Im selben Augenblick stürzte seine Tochter aus der Menge hervor und warf sich in die fließende Glut. Ein schrecklicher Schrei! Die Dienerin, die sie retten wollte, hielt nur einen ihrer kleinen feidenen Schuhe in der Hand. Entsetzt wichen der Kaiser und die Menge zurück. Dem plötzlichen Wahnsinn verfallen führte man den Gießengießer vom Platze.

Der Guß war ein Meisterwerk.

Noch heute hört man manchmal den Schrei einer Mädchenstimme in dem tiefen Klang der „Großen Glosse“.

Zehen als Finger.

Von Hannah Fehner-Abiem.

Bei uns sieht man gelegentlich armlos Geborene oder Berunglückte mit den Füßen erstaunliche Leistungen nachgebrungen vollbringen. Aber ganz anders stellt sich die Sache bei Völkern dar, die noch in unmittelbarem Zusammenhange mit der Natur stehen. Ihnen sind die Füße wirklich Hände und die Zehen wirklich Finger. Während meines jahrelangen Aufenthaltes in Indien sah ich zuerst mit Staunen, dann mit Selbstverständlichkeit die Bediensteten, mit der Füße und Zehen bei allen Verrichtungen zu Hilfe genommen werden. Wie schön geformt und unverbildet ist der Fuß des Inders, mit seinen feinen Fesseln, dem gewölbten Spann und der schlanken, stielartigen Formung. Der Mann wünscht etwas von der Erde aufzuheben. Aber warum die Anstrengung des Rückens? Mit Leichtigkeit ergreifen die Zehen den Gegenstand, der Fuß erhebt sich nach hinten bis zum Kniegelenk, mit der Hand greift der Betreffende seelenruhig nach hinten, ohne sich in der geführten Unterhaltung stören zu lassen. — Steh dort die arme, halbnackte Lumpensammlerin durch den Basar gehen. Stolz und gerade, in königlicher Haltung schreitet sie, auf dem hochgehobenen Kopf den großen Rohrkorb tragend. Gleichmütig schaut sie vor sich hin. Wie erblickt sie nur die auf dem mit Abfall besäten Boden liegenden Lunden? Aber mit unnachahmlicher Anmut befördert sie die mit den Zehen aufgehobenen Zehen in ihren Korb, ohne sich zu bücken, zu drehen oder zu wenden. — Und dort der Fächler arbeitet wahrlich mit „allen Fieren“. Geschäftig bewegen sich die Zehen, die Schnur drehend, die Instrumente haltend oder heran holend. Gemächlich sitzt er auf der Matte. Alles Notwendige liegt im Griff bereit auf der Erde.

Hier im Dorf die webenden Männer und Frauen! Der einfache Webstuhl steht auf dem bloßen Erdboden, die Füße sind in einer Vertiefung ausgestreckt, wobei die Fäden laufen. Eifrig helfen die Füße den Händen, die Fäden aufnehmen,

verschlingen, wieder fahren lassen. Und dabei blitzen die Zähne, lachen die Augen in fröhlicher Unterhaltung. Ja, es hat doch sein Schönes, dieses Einfache, Naturverbundene, trotz aller Vorteile der Technik und Elektrizität. — Dort steht ein Junge und reinigt mit den Händen die blanken, messingenen Kochgefäße. Aber warum das Schnurren, das Hin- und Herbewegen der Füße? Ach so, die stecken in einem der schön geformten bauchigen Gefäße mit enger Öffnung scheuern fleißig mit Sand und Tamarinde das Innere und den Boden. So wird die Arbeit doppelt schnell geschafft!

Aber am amüsantesten ist es doch, wenn wir, in der Glutbake auf dem Kuckbett ausgestreckt, den Fuß beobachten, der den großen, das ganze Zimmer durchquerenden Fächer, den Pantab, durch einen daran gebundenen Strid in schwingender Bewegung erhält. Durch die Glut für können wir ihn deutlich sehen. Er liegt auf dem Rücken, im Halbschlaf, in Tages träumen. Aber der Strid ist um seinen großen Zeh geknüpft, der sich zu der Größe eines Männerdaumens entwickelt hat. Das Gewicht des zurückschnellenden Pantab reißt das Bein aus, das dann mechanisch in seine alte Lage zurückkehrt. So bösen sie oft stundenlang, und wird der Schlaf zu tief, so zieht man ziemlich dorb an dem Pantab, und sofort setzt die Bewegung wieder ein. Das Pantabziehen ist ein probates Mittel und könnte wohl als Kur für Schlaflose bei uns einmal versucht werden!

Ja, unsere armen Zehen! Sie sind um ihre eigentliche Bestimmung betrogen. Traurig verkümmern sie, werden steif, ungelent. Wer weiß, ob sich nicht unser Fuß im Laufe der Jahrhunderte noch zu einem Pferdehuf entwickeln wird!

Welt u. Wissen

Die Geheimsprache als Frauenrecht. Unter den Naturvölkern gibt es gewisse „Frauensprachen“, die nur von dem weiblichen Geschlecht gesprochen und vor den Männern streng geheim gehalten werden. Schon Herodot berichtet derartige von den Sauromaten, die sich mit den Amazonen ehelich verbanden. Später haben Forschungsreisende und Missionare derartige Frauensprachen bei verschiedenen südamerikanischen und afrikanischen Völkern festgestellt. Auch die Frauen der Kirgisen haben eine eigene Sprache, und es ist ihnen verboten, die Namen der männlichen Mitglieber ihrer Verwandtschaft auszusprechen. Sie müssen sich daher, wenn sie sich dieser verbotenen Worte bedienen wollen, auf geschickte Weise helfen. So wird von einem Kirgisen berichtet, der vier Söhne hatte, die „See“, „Rohr“, „Wolf“ und „Widder“ hießen. Als seine Schwiegertochter eines Tages am Wasser im Schilfrohr einen richtigen Wolf erblickte, der ein Schaf fraß, kam sie schreiend zurück und rief: „Dort neben dem Glänzenden im Schaulenden frisst ein Raubtier das Blöfende“. Ueber die Bedeutung dieser weiblichen Geheimsprachen spricht Dr. Emil Vent in der bei Hugo Bermüller erscheinenden Zeitschrift „Der Erdball“. Man hat behauptet, die Frauen, die diese Sprache benutzen, seien von andern Stämmen geraubt worden und hätten ihr Heimalidom beibehalten. Man hat auch religiöse Gründe vermutet, da ja für den Primitiven der Name ein Teil des Menschen ist und daher durch sein unbefugtes Aussprechen eine Schädigung befürchtet wird. Auch aus dem Spieltrieb hat man diese Sitte erklären wollen und auf die gesonderten Frauen und Männerbünde hingewiesen, deren scharfe Trennung durch die Benutzung verschiedener Sprachen noch verstärkt werden sollte. Vent aber schlägt eine andere Deutung vor, er sieht in diesen Frauensprachen „einen tief-schürfenden, ersten Versuch einer Emanzipationsbewegung, die erste praktisch denkbare Lösung des Frauenproblems, ein Frauenparlament zu gründen, in dem theoretisch diskutiert wird, was der Frau heutiger Kultur selbstverständlich erscheint“. In vielen Frauensprachen werden besondere Worte für alle Dinge verwendet, die mit dem Geschlechtsleben zusammenhängen, und es gibt bei manchen Stämmen sogar richtige Schulen, in denen die Mädchen in dieser Sprache unterrichtet werden. Die weibliche Scham würde danach die Frauen dazu führen, Dinge, die sie vor den Männern nicht erörtern wollen, in ihre eigene Sprache zu übertragen und sich auf diese Weise allerlei mitzuteilen, was für männliche Ohren nicht berechnet ist. Wenn die Zulu- und Indianerfrauen sich versammeln, so wird ja ebensoviel und noch mehr geklatscht als bei uns im Kaffeetrinken, und in solcher Runde herrscht die Frau unumschränkt, benutzt sogar ihre eigene Sprache, die dem Manne ein Buch mit sieben Siegeln ist. Unsere Frauen können also diese schwarzen Damen um ihre Geheimsprache beneiden, die auch bei uns dem weiblichen Geschlecht manche Vorteile bieten würde.